Tobias Wilders Weg zur Höhe.

Von Fritz v. Kraft.

(18. Fortsetzung.)

„Du hast recht", sagte er, „vielleicht hast du recht. Gewiß ist es gut zu sein für sich. Aber, Lenz, du darfst nicht glauben, daß ich mich jetzt um viele Jahrzehnte wieder hinzugesellen werde. Daß meine Gegend wieder mich gewinnt. Jetzt, da meine Mutter noch lebt, hat ich verstanden, daß du nicht geworben hast um Lena Hellmer. Du hast früher mich so verstanden als ich. Ich bin eine schwere Natur, bei mir braucht ein Herzblatt entschlossenes Hinwenden, und eine Liebe trocknet nicht in einem Jahr. Lieg es bei meiner unglücklichen Art um so viel früher kam, daß nur aber auch eine Wende. Die ganzen Tage der beiden mich ein Gedanke. . ."

„Welcher?" klang die heiseste Frage.

„Daß du mit deinem jungen Blinden Herzen gegen eine harte Mauer rennst! Junge! Habe Vertrauen! Sag' mir, Lenz, wie hat dich mit Freunde, sag mir: wer ist das Mädchen?"

Ein fassungsloses Stammeln: „Das erfährst du nicht!"

„Nein!"

Tief neigte Tobias das Gesicht. In seinen Augen begann es zu flimmern.

Und Hellmer sagte ernst und langsam: „Einen Augenblick hab' ich an Daniel Lerchs Braut gedacht. Aber das war Torheit. Ich kann das Rechte nicht erraten. Sag' mir's, Tobby". Noch eindringlicher, noch tiefer: „Ich bitte dich, darum!"

Ein erpickter Laut: „Gottwalt — ich kann es dir nicht sagen!"

Hellmer zog die Brauen zusammen. „Stehen die Dinge so, daß du — wie soll ich sagen? — daß du verzichten mußt?"

„Nein! Aber kämpfen werde ich müssen! Schwer!"

„Dann sag' mir noch eines: ist sie deiner würdig? Würde deine Mutter sie geliebt haben?"

Ein leidenschaftlicher, fester Blick seines jungen Freundes traf ihn.

„Ja, Gottwalt!"

„Gut! Wenn du bei deiner Wahl nicht zu erröten brauchst vor deiner Mutter da draußen, dann geh' mit mir! Und wenn es dir gelingt, dort oben dein Herz zu ruhiger Klarheit und zu fester Kraft zu bringen — und wenn du dann eine Stunde des Vertrauens zu mir findest — vielleicht kann ich dann als dein Freund auch mithelfen, dir den Weg deines Herzens zu ebnen, der durch Nebel und Stürme zu führen scheint."

„Helfen? — Du?"

Tobias sprach nur diese beiden Worte. Und dann keines mehr. Mit wankenden Knieen verließ er die Stube.

Und Hellmer sah ihm in Sorge nach. Er fühlte die welken Frauenhände, die einst die seinen fest umschlossen hielten, und hörte eine feine Stimme: „Bleiben Sie meinem Buben gut!"

Er löschte das Licht und trat ans Fenster, um auf die Straße zu sehen, ob Erasmus noch nicht käme.

15. Kapitel.

Erasmus hatte an diesem grauen Morgen eine traurige Stunde. Er saß hinter dem Herd, rührte in seinem Kaffeetopf und starrte in die verlöschende Glut. Sein Löffel lärmte in der Tasse, um das Weinen zu übertönen, das von der Wiege kam.

Er konnte das nicht hören. Die ganze Nacht hatte er auf das schwere Atmen horchen müssen, das aus den Kissen seines Kindes drang, und nun gesellten sich auch noch die Tränen der Mutter dazu, um sein schweres Herz doppelt schwer zu machen. Und wenn er nach der Fensternische sah, wo sein Vater hinter dem Tischchen saß und wieder Lasteln und klebte, wurde ihm nicht wohler. Er merkte, daß die Hände des alten Mannes stärker zitterten, als sie es bisher getan. Und manchmal hielt der Alte in seiner Arbeit plötzlich inne, starrte nach den Felswänden vor dem Fenster und schüttelte den weißen Kopf, als gälte es, eine garstige Spinne von sich abzuschütteln oder einen häßlichen Traum.

Es war sechs Uhr morgens. Dichter Nebel rauchte auf den Höhen, graue Wolken hingen voll Schnee und Wettersturm. Vor den Fenstern huschten die letzten Blätter von den Bäumen und legten sich lautlos zu ihren Geschwistern auf die Erde hin. Sonst war es leblos draußen wie auf einem Gottesacker zur Mitternacht.

Erasmus stand auf. Fast schien es, als wollte es ihm nicht recht gelingen, seinen Rücken gerade zu richten — so schwer wog seine Sorge.

„Gehst schon?" fragte die Frau und vergaß auf einen Augenblick, die Wiege zu schaukeln.

Erasmus nickte. Der Alte aber zupfte ihn verstohlen am Aermel, damit es Lisel nicht merken sollte, und zischelte: „Besser wär's, du tät'st heut' daheim bleiben!"

Erasmus fragte leise: „Traust 'm Winter nit?"

„O'traut hab ich ihm schon . . . Schlimmer am Donnerstag . . ."

Der Alte verstummte hastig und stieg in seine Bettstatt. Denn Lisel war aufgestanden und ist an seine Bettstatt gegangen. Die war unruhig und voll Sorge.

„Daß mir g'sund bleibst, Vater!" sagte sie. „Du hast ja 's Winter nit!"

Noch ist, als habe er sich gegen den Bescheid „Nicht, nicht" verwahren wollen. Aber ganz leise war er, ganz leise.

Lisel sah von einem zum andern. Aber sie fragte nicht. Und Erasmus machte sich in Eile fertig. Erst nahm er seinen Rucksack auf, der recht gewichtig war, dann warf er die beiden Seile in weiten Schlingen herüber. Lisel sah zu. Und bei jeder Schlinge, die er um die Schultern warf, schnitt ihr ein Gedanke ins Herz, der sie fast zum Jagen verfolgte. Noch nie hatte ihr Mann so viel Gepäck getragen. Das mußte ein böser Weg sein!

Erasmus, schwer bepackt, sah sich suchend um.

„Fehlt was?" fragte Lisel.

„Na, gar nix!" Er suchte. „Ja ei, all's in Ordnung." Da fand er das Gesuchte. Es war ein kleiner Sack mit den Mauerhaken für die schlimmsten Stellen. Rasch nahm er ihn an sich.

„Na alsdann, Lisel, adjes! Leicht bin ich bald wieder daheim. Und's Gretel unterdes . . . 's Gretel . ." Er beugte sich über die Wiege und streichelte die fieberheiße Stirn des Kindes.

Das Gretel rührte sich nicht. Und Erasmus riß sich los und lief hinaus. Draußen blieb er stehen, nahm sein buntes Taschentuch heraus und schneuzte lange und heftig. Dann ging er.

War der Rucksack, den er trug, so überschwer? Oder wogen die Mauerhaken so grob? Erasmus keuchte. Beim Nachlamm sah er sich um. Von den Kahlmäuern nicht ein Schatten. Nur Nebel und Wolken. Doch hin und wieder blitzte die Sonne durch und versprach einen leidlichen Tag.

Als sich Erasmus anschickte, den Südhang hinabzusteigen, kam ihm einer entgegen und hielt ihn an. Es war Friedrich Winter. Und Erasmus schrak in der Seele zusammen, als wäre diese Begegnung ein böses Zeichen.

Winter war befangen. Er fragte, ob er mit Erasmus reden könne wie mit einem Freunde. Und ob er Zeit habe, ihn anzuhören. Erasmus, durch ein seltsames Flackern in Winters Augen bedrückt und eingeschüchtert, suchte Ausflüchte. Sein Weg wäre weit — ein andermal fände sich wohl bessere Gelegenheit.

Aber Winter blieb.

„Erasmus, wenn es Ihnen recht ist, geh' ich mit. Laufen Sie nur — ich komme schon nach. Denn ich muß Ihnen etwas sagen, was nicht länger verschwiegen bleiben kann."

Er verstummte. Und Erasmus fragte nicht. Nebeneinander trabten sie weiter. Die Nagelschuhe des Führers knirschten auf den Steinen, die Geräte klirrten im Rucksack.

„Wissen Sie, Erasmus, es wird viel Schlechtes gesprochen auf der Welt."

Erasmus nickte.

„Und seinen Vater verteidigt jeder gern. Sie den Ihren, Erasmus, und ich den meinen."

Im Walde schlug ein Specht an den Stamm. Erasmus schwieg.

„Nun sehen Sie, Erasmus, es ist mir nicht möglich, zu denken, daß es damals so zugegangen ist, wie es die Gendarmen festgelegt haben . . . . denn der Dritte, der damals mit war . . . . dieser Dritte . . . ."

„Was, Herr?" Erasmus blieb stehen.

„Der ist meinem Vater eine große Summe Geld schuldig gewesen."

Der Führer schnaufte und ging hastig weiter.

„Erasmus!" Winter hielt ihn am Arm fest. „Wenn es kein zufälliger Sturz gewesen wäre? Wenn ein Mensch tückischer war als der Fels? Wenn . . . ." Er machte mit der Faust die Bewegung eines zornigen Stoßes.

Die derbe Gestalt Erasmus zitterte. In seinem Gesicht zuckte es, und seine Hände ballten sich. Dann lachte er bitter und spuckte auf den Boden. „D' Leut reden viel, wann der Tag lang is. Auf so was paß' ich nöt auf. Ich weiß nix, Herr! So kann's nöt gewesen sein. So was trau' ich ihm nöt zu — dem Dritten. Lassen S' mir mei' Ruh'! Aber . . ." Sein Gesicht hellte sich auf. „Wenn's leicht so oder a weng anders g'wesen wär' — nachher hätt' sich der Vater nöt verfehlt gegen d' Führerpflicht — und all's wär' wieder gut."

Winter öffnete weit die Augen.

„Gut?"

Erasmus verstand. Seines Vaters Ehrenrettung machte den andern nicht wieder lebendig. Er schämte sich seiner Kaulsdorf Straße. Und stammelte heftig vor Angst. „Unterhaupt, Herr — ich glaub's nit! Das [illegible]! Ich glaub' fo nix nit! Aber — wenn's wahr wär, müßt' man den Vater mehr achten als Zähne!"

Er hielt vor dem rechten Blick zusammen, der ihn traf.

„Erasmus! Sie wissen, mein Sohnlein heißt. Versprechen Sie mir — als Führer! Wenn man ja sein in den Jahren ist — kann so einer so leicht etwas tun, was der andern nicht merken sollen? Ihr Vater war ein tüchtiger Führer — legt man die Hand alle ein machtvolle Wage auf seine Tränen. Wenn es gerade kommt einmal gemeinen hat? — Und wenn es ist wahr, Erasmus?"

Jetzt richtete sich Erasmus in seiner ganzen Höhe auf. Seine Finger verkrampften sich in den Pfeifen, seine Augen brannten. Aber aus unserer war einen Augenblick. Zum ersten brauchte sich die lange Gestalt. Und trotzdem begann Erasmus so große Schritte zu machen, daß Winter ihm kaum zu folgen vermochte. Nun plötzlich blieb der Führer wieder stehen. Seine Zähne knirschten, und seine Augen funkelten. „Herr! Was wollen S' denn eigentlich? Bloß alles aufwühlen in meiner armen Seel'? Wo ich heut' a sehr Ruh' brauch! Oder . . . wollen S' zum Gericht geh'n? Oder was wollen S'?"

Winter sah in zwei Männeraugen, die voll Tränen standen. „Nein, Erasmus, zu Gericht geh' ich nicht. Aber ein Schweres müßten Sie mir versprechen: Fragen Sie Ihren Vater, wie es war! Auf Ehre und Gewissen. Er soll Ihnen sagen — — Sie verstehen mich, Erasmus — —"

Der nickte. Und versuchte den Kopf wieder hochzuheben, während er weiterschritt.

16. Kapitel.

Helle Morgenlichter glitten über Hellmers Haus. Die Sonne hatte den Nebel durchbrochen und warf hin und wieder ein Büschel ihrer Strahlen dahin und dorthin, als wollte sie prüfen, wo sie heut' am nötigsten wäre. Aber der Wolken waren zuviel an diesem Tage. Rasch zogen sie ihre grauen Vorhänge zu und verhüllten das Licht.

Gottwalt, in seiner guten Stube, begann ungeduldig zu werden und sah immer häufiger zum Fenster hinaus, ob Erasmus nicht endlich käme. Und wandte er wieder das Gesicht, dann betrachtete er unter einem wunderlich bedrückenden Gefühl seine junge Frau, die schweigend, blaß und mit irrenden Augen in der Sofaecke saß. Was war denn mit Röschen? Und was hatte er selbst? Es lag etwas auf seiner Seele — und er wußte nicht was.

Röschen? Freilich, Röschen tat ihm leid in dieser ungewohnten Angst um ihn. Aber er hatte sie doch schon oft daheim gelassen, ohne zu zittern für ein Wiedersehen.

Oder — bedrückte ihn die geheime Sorge, die er vor Röschen verschwieg — die Sorge um Herz und Glück seines jungen Freundes, den er einer harten Plage und unberechenbaren Gefahren aussetzen mußte? — Er sah zum Himmel hinauf und prüfte die Stärke des Windes. Und ihm war dabei, als sähe von dort oben ein bleiches Frauengesicht herab: „Herr Hellmer — geben Sie acht auf meinen Buben!"

Da knarrte die Tür. Gottwalt sah sich um. Tobias stand auf der Schwelle. Er war vollständig ausgerüstet. Das Hütchen trug er zwischen den Händen.

Röschen, die so still und regungslos gesessen, sprang auf. Sie warf sich Gottwalt an den Hals und schluchzte.

(Fortsetzung folgt.)

Luntenfeuerzeug mit offener Flamme.

Die Technik sorgt nicht nur rastlos für die Vervollkommnung der Waffen, sofort bei Kriegsausbruch hat sie sich auch an die Arbeit gemacht, auch für den „Komfort" der Feldgrauen das Beste zu tun. Das, was der Mensch von jeher zuerst benötigte, war die Flamme. Der Versand von Streichhölzern ins Feld ist in Deutschland verboten worden. Erst vor kurzem hat Prof. Wislicenus in einer Fach-Zeitschrift ein Verfahren bekannt gegeben, das auch die Versendung von Streichhölzern gefahrlos machen würde. Noch ist es nicht geprüft, aber schon hat die Technik Rat geschaffen. Das Luntenfeuerzeug ist der treue Begleiter des Soldaten im „Sturm" geworden, aber bisher glimmte es nur; einen Spirituskocher, ein Licht konnte man damit nicht anzünden. Nun ist es durch neue Erfindung gelungen, auch diesen wesentlichen Vorteil der Streichhölzer dem Luntenfeuerzeug zu eigen zu machen, indem die Lunte derart präpariert wurde, daß sie sich nicht nur durch den Funken des Cereisensteines entzünden läßt, sondern dann auch mit richtiger Flamme brennt.

— Unter Künstlern. „Wann werden Sie denn Ihre Braut heiraten?"

„Wahrscheinlich überhaupt nicht. Hat schon zu viel — Patina."

Die rosa Familie.

Eine lustige Kriegsgeschichte von A. Rebeau (Berlin).

Herr von Plorkitten hob seinen gnädigen Großvater und lud die Gesellschaft, als das Mahlen vorüber war, ein, mit ihm:

„Gnädiges Herr, so ist die Liebe Klameit, die machte gern den gnädigen Herrn sprechen."

„Ja, so heiß ich doch wohl, die Klie."

„Ja, hab' gewiß ich auch, aber Sie hat auch doch Ding versprochen."

„Was hat sie?"

„Allgemeinige hat sie alles, den Hans und das Schwein und den Hund."

Herr von Plorkitten rieb sich vergnügt die Hände über die Neuigkeit, aber die Lehrer, Will das unterm mit er stehen auf der Treppe, da kam ein gnädiges grau marsch Hand.

„Guten Morgen, gnädiges Herrchen", sagte sie. „Ich bin so hier und bringe mein Glück. Denn ich muß nach Berlin, wo mein Jammerer verwundet liegt. Und bin ich wiederkommen, die die Menschen mir was weggenommen haben!"

Das beste, reie Gesicht des Gutsherrn wurde noch roter, als er sagte:

„Und Sie ganz und gar verrückt geworden, Klameiten! Was soll ich mit Ihrem Viehzeug?"

„Na, füttern ja es das gnädige Herrchen, solange wie ich weg bin."

Plorkitten hatte Mühe, nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Kuhe Klameit war als Armenhaus und bruen in Dilltehnen aufgewachsen und hatte es durch eigene Kraft und Schlauheit zu einem eigenen Anwesen mit hübschem Inventar gebracht. Eine umfangreiche, rosa Sau und jetzt gedulig neben ihr, geduldig nicht nur deshalb, weil sie am rechten Hinterbein einen Strick fuhrte, sondern auch weil ihre Herrin sie wie einen Hund gezahmt hatte. Der kleine, struppige Kater daneben wedelte unaufhörlich mit dem Schwänzchen und pagte dabei mit einem Auge auf den ebenso struppigen Spatz auf, der auf dem Hofpflaster nach verstreuten Körnern schnupperte.

„Hm. Und Sie erwarten, daß ich Ihnen ohne weiteres all das Viehzeug durchfüttern soll?"

„Ei, das merkt der Herr gar nicht! Und ohne weitere Worte machte Sie sich aus dem Staube, so rasch sie konnte.

Wenn Herr von Plorkitten nicht so viel Sinn für derben Humor gehabt hätte, so wurde er die Alte zurückgejagt haben; so aber überwältigte ihn die Sachlage, und als er mit seinem dröhnenden Gelächter fertig war, rief er einen Knecht, die Schweinemagd und das Kuchenmädchen und übergab jedem von ihnen eines der Tiere zur Wartung.

„Lange kann es ja nicht dauern", dachte er, „denn in Berlin kann die gute Luise auch höchstens ein paar Tage bleiben, da anzunehmen ist, daß sie sich nicht in den Strudel der Weltstadt stürzen wird." —

Es verging eine Woche, es vergingen zwei und vier und sechs. In dem hübschen sauberen Bauernhaus, der als Schweinestall diente, war das rosa „Marjellchen" von Luise Klameit inzwischen eines reichlichen Kindersegens genesen. Dreizehn rosa Ferkelchen tummelten sich auf dem dichtgestreuten Stroh umher, und sie wurden so gut gefüttert, daß die Magd zu räsonnieren anfing. „Der gnädige Herr glaube wohl, sie werde bis in den Sommer hinein der Klameiten ihre Ferkel fettfüttern? Eines Tages, als Herr von Plorkitten auf seinem Rundgang wieder zu der rosa Familie kam, sagte die Futtermagd ein Herz und deutete in beweglichen Worten die Sachlage dar. Bei den knappen Zeiten war es denn doch mehr als toll, daß die Klameiten immer noch nicht ihre Ferkel heimholte.

„Was?" rief der Gutsherr aus. „Die Luise ist doch noch in Berlin! Sie hat mir doch einen Jammerbrief von dort geschrieben und mich sogar gebeten, ob ich ihr nicht das Reisegeld schicken könnte, damit sie nach Hause kommen kann."

„Das hat sie getan? Aber trautstes, gnädiges Herrchen, die Luise ist doch ein leibhaftiger Satansbraten! Wo kann sie bloß so fürchterlich lügen!"

„Wieso lügen? Was weißt Du denn von ihr?"

Die Magd strich sich ihre ebenfalls längst ergrauten Haarsträhnen aus den Augen und zögerte.

„Wahrhaftigen Gott, gnädiges Herrchen, die Klameiten ist ja längst wieder zu Hause in Dilltehnen. Bloß, sie versteckt sich! Is ja aua, vill'ger, natürlich, wenn wir ihr die Ferkelchens füttern!"

Und trotz ihres persönlichen Grimmes streichelte die Magd ihre rosa Pfleglinge.

„Ih, da soll doch das Donnerwetter. . . aber warte! Das werden wir doch gleich herausbekommen."

Herr von Plorkitten ließ sich seinen schweren Braunen satteln und ritt vom Hofe. Dilltehnen war gar nicht weit, und er kannte jeden Stall und jedes Haus dort. Auch brauchte er gar nicht erst ganz dicht heranzureiten an das niedliche Häuschen, das ich eine einzige rosa Borste sehen ließ. Die Abwesenheit Gerichtsrat von „Marjellchens" ist ich [illegible] nicht [illegible] Ferkel [illegible] Ferkel [illegible] Ferkel